

Univ. Prof. Dr. Peter-André Alt

Geisteswissenschaften und Grundlagenforschung

Akademische Festrede zu Ehren des 60. Geburtstags von Prof. Dr. Wolfgang Riedel in Würzburg am 1. Juni 2012

Es gab eine Zeit, da sprachen Geisteswissenschaftler über ihr jeweiliges Fach vorwiegend apologetisch. Meist tauchte der Begriff "Krise" im Titel ihrer Vorträge auf. Gern wurde über den "Nutzen" der Geisteswissenschaften debattiert, über Sinn und Zweck humanistischer Bildung, über ihre pragmatische Seite. "Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften", so lautete der Titel einer vielzitierten Rede, die Odo Marquard 1985 vor der Hochschulrektorenkonferenz in Bamberg hielt. Auch da registriert man im Kern noch die Grundhaltung der Verteidigung, der Apologie. Wer würde umgekehrt über die Unvermeidlichkeit der Physik sprechen? Solche Befunde erscheinen allerdings selbst wieder historisch; heute läßt sich ein entspannterer Umgang mit dem Thema beobachten. Die Krisenszenarien sind nicht mehr aktuell, den Sinn der Geisteswissenschaften stellt man jedenfalls öffentlich nicht in Frage. Aber ist wirklich alles zum Besten bestellt? Gilt nicht noch immer, daß die Humanities Luxus und ihre Erkenntnisse bestenfalls Korrekturoptionen für die Behebung von Modernisierungsschäden globaler Gesellschaften sind? Ich versuche einige Thesen, die geisteswissenschaftliche Forschung in ihrem Sinn und Zweck als Grundlagenforschung beleuchten sollen.

1. Was ist geisteswissenschaftliche Grundlagenforschung?

Geisteswissenschaften vermitteln Basiswissen. Sie sind kein Zaungast der wissenschaftlichen community, dessen Tätigkeit nur die Funktion von Entlastung, Korrektivbildung oder Kritik erfüllt. "Soft sciences" lautet der zuweilen abfällig klingende Begriff, mit dem man die vermeintlich weiche methodische Ausrichtung der Geisteswissenschaften charakterisiert. Es gilt jedoch, daß diese schwache Belastbarkeit des systematischen Gerüsts nur dort gegeben ist, wo sich geisteswissenschaftliche Forschung durch Eklektizismus, modische Trends und Spekulationswut selbst um ihren Kredit bringt. Im Kernbereich der Fächer herrschen Systematik und Solidität, denn hier wird an Grundsätzlichem gearbeitet: Edition und Kommentar, formale Analyse von Texten, Untersuchungen zu Genese, Alter und Überlieferung historischer Zeugnisse. Das humanistische 'ad fontes!' hat hier weiterhin Geltungskraft. Aber auch dort, wo Theorie und Theorieanwendung relevant werden, können die Geisteswissenschaften ihr

methodisches Kapital ausspielen. Als prinzipiell theoriegeleitete Disziplinen unterwerfen sie ihr Wissen einem systematischen Apriori, das die Wege ihrer Analysen bestimmt. Genau diese Grundhaltung steuert ihren Deutungs- und Erkenntniswillen im Sinne einer inneren Teleologie des Sammelns, Analysierens und Vergleichens.

Geisteswissenschaften sind als hermeneutische zuvörderst nicht-empirische Wissenschaften. Hans Blumenberg bemerkt in "Die Lesbarkeit der Welt": "Es ist die Grundidee des Empirismus, die Natur würde von sich aus ihre Geschichte erzählen, wenn man sie nur ließe, sich nicht ihr aufdrängte oder vordrängte, sie nicht durch Vorwissen und Vorurteile in ihrer Selbstkundgabe hinderte."¹ Nichts könnte die Differenz zwischen Geisteswissenschaften und Empirie besser beleuchten als diese Aussage. Sie nennt implizit die Gründe, warum empirische Verfahren kein Wirkungsrecht im Kreis geisteswissenschaftlicher Methoden besitzen können. Wenn Wissen primär über das Vorwissen von Begriffen a priori geregelt wird, kann es sich zur Sphäre der reinen Erfahrungstatsachen nicht im Sinne friedlicher Koexistenz verhalten. Geisteswissenschaften reflektieren, was Luhmann als 'gepflegte Semantik' bezeichnet hat: den "semantischen Apparat" einer Gesellschaft" und den in ihm niedergelegten Fundus an "Sinnverarbeitungsregeln".² 'Gepflegte Semantik' meint eine Ebene dritter Stufe: nicht den jeweils aktuellen Sinn einer semantischen Realität, nicht die Prinzipien, nach denen er erzeugt wird, sondern eine Perspektive, die es gestattet, die "Verarbeitung der Formen der Verarbeitung von aktuellem Sinn" zu analysieren. Im Hintergrund steht dabei die Einsicht, daß die Organisationsmodelle des Wissens - Archiv, Magazin, Enzyklopädie, Lexikon - nur dort allgemein erfaßt werden können, wo ihre Funktionen - als Bedingung der Möglichkeit von Sinnverarbeitung - ins Zentrum der Untersuchung treten. Die 'gepflegte Semantik' Luhmanns entspricht damit Kants apriorischem Verfahren, insofern Begriffe als "Gußformen"³ für Erfahrungen erscheinen.

Das Konzept, das hier sichtbar wird, steht im Gegensatz zu empirischer Forschung, denn es bekennt sich zu einem methodischen Apriori und zu einer Gegenstandswelt, die jenseits der bloßen Tatsächlichkeit liegt. Literarische Texte, philosophische Abhandlungen, Bilder, historische Zeugnisse und musikalische Kunstwerke besitzen keine empirische Dimension, weil sie immer schon ein Verhältnis zur Welt begründen, ohne andere als indirekte Erfahrungen - ästhetischer oder geschichtlicher Art - zu bieten. In diesem Sinne ist die Tätigkeit der Geisteswissenschaften vom Blick auf das Vermittelte geprägt. Ihr Kerngeschäft ist die Analyse der Gußformen, die lebensweltliche Zusammenhänge gestalten, aber selbst Erfahrungen zweiter Stufe bieten. Es wäre freilich irrig, daraus zu schließen, daß die geisteswissenschaftliche Grundlagenforschung nur abgeleitetes Wissen vermittelt. Ihre Basisaussagen mögen auf Metasysteme bezogen sein, besitzen deshalb jedoch keinen sekundären Charakter. Denn alle

normativen Festlegungen, die Individuum und Gesellschaft steuern, ergeben sich aus dem Vermittlungscharakter historischer oder ethischer Selbstbilder. Nur wer sie untersucht, kann zum Zentrum menschlicher Identitätsentwürfe vorstoßen. Die nicht-empirische Dimension geisteswissenschaftlicher Erkenntnis ist die Bedingung ihrer methodischen Autorisierung.

2. Traditionsbildung und Gliederung des Wissens

Die Naturwissenschaften können sich mit dem Vergangenen nicht aufhalten, sie sind programmatisch ahistorisch. Altes ist hier nur insoweit relevant, als es ein Sprungbrett für das Neue darstellt: Geschichte als Geschichte der Irrtümer, bewahrenswert allein im Korrekturmodus, der es eingreifend verändert, aktualisiert oder readjustiert. Anders dagegen die Erinnerungsleistung der Geisteswissenschaften, die sich auf die Speicherung des Vergangenen in Sprache, Literatur, Kunst, historischen Ereignissen beziehen. Der Zweck der geisteswissenschaftlichen Gedächtnisbildung ist die Überlieferung, aber zugleich die Differenzierung. Keine Traditionssicherung ohne Abgrenzung, kein Kanon ohne Hierarchie. Daher sind die historischen stets auch deutende, hermeneutische Wissenschaften. Sie bahnen Verstehen durch Gliederung des Wissens an und treffen begründete Entscheidungen für seine Auswahl. Anders als die Naturwissenschaften befassen sie sich mit dem Vergangenen nicht im Rahmen einer geradlinigen Teleologie. Hierarchisierungen, so lautet ihr Befund, resultieren nicht aus der Unterscheidung zwischen alt und neu, richtig und falsch, sondern aus Relevanzkriterien, die Wissen in Kontexte rücken und damit relationieren. Die Fähigkeit zur beziehungsstiftenden Unterscheidung verschafft den Geisteswissenschaften in der postmodernen, von ubiquitärer Wissensverfügbarkeit geprägten Welt eine zentrale Orientierungsfunktion.

Die Geschichte des Wissens ist durch die permanente Vermehrung von frei zugänglichen Wissensbeständen geprägt. Während für Antike, Mittelalter und Frühe Neuzeit überschaubare Wissensbestände vorhanden waren, die zusätzlich durch Steuerungselemente wie Traditionsbildung, Topik und Autoritäten (oftmals im Kontext theologischer Normierungen) hierarchisiert und programmatisch verknüpft wurden, wächst seit dem Zeitalter der Säkularisierung (Aufklärung, Rationalismus) die Menge des Wissens stetig an. Wenn Wissensverfügbarkeit heute durch Informationsflüsse hergestellt wird, ist der Begriff der Bildung notwendig anders als früher zu definieren. Nicht mehr die Sicherung des Zugangs zum Wissen, sondern die selbständige Hierarchisierung seiner Grundelemente stellt die vordringliche Aufgabe dar. In diesem Sinne geht es primär um die Fertigkeit zur Auswahl und zur begründeten Entscheidung. Es versteht sich, daß in einer Zeit, die Quellen nicht mehr verifiziert oder falsifiziert, Autorisierung anders läuft als noch in der Frühen Neuzeit. Autorisierung bedeutet nicht Rekurs auf die durch die antiken Philosophen, die Kirchenväter oder die scho-

lastische Philosophie gesicherten Wahrheitsannahmen, sondern muß durch Vergleich erarbeitet werden. Das bleibt schwierig, denn die Vielzahl von Informationen, die medial bereitstehen, erschwert Orientierung, zumal sie gerade durch den Verzicht auf Autorisierung gekennzeichnet ist; man könnte hier förmlich von einem Hierarchieverbot des Internetwissens sprechen (dem analog die Abkehr vom Copyright, dem seit 300 Jahren geltenden Urheberrecht stattzufinden droht). Wo Originalität und Wahrheit als Leitkategorien ausfallen, muß jedoch nicht folgerichtig Beliebigkeit zum Prinzip von Forschung und Lehre werden.

Im Zeitalter digitaler Wissensorganisation ist Wissen anders zu definieren als früher; nicht mehr der Zugriff auf Wissensressourcen, die durch das Internet in unüberschaubarer Vielfalt bereitgestellt werden, bildet die wesentliche Herausforderung, sondern die Möglichkeit der Gliederung. Geisteswissenschaftliche Aufgaben liegen künftig in diesem Bereich: Es geht um Instrumente der Ordnungsstiftung, die es erlauben, in der Flut des weltweit digital zugänglich gemachten Wissens Orientierung zu bieten, Abgrenzungen vorzunehmen und Hierarchien zu schaffen. Es ist eine wesentliche Funktion der Geisteswissenschaften heute, durch Kanon und Wissensautorität Angebote für Ordnungsleistungen zu unterbreiten, die es erlauben, die Wissensfluten des digitalen Zeitalters zu bändigen und die Überfülle zu organisieren. Hilfreich ist es, dabei an ein altes Konzept zu erinnern: das der Tradition.

Der Begriff der Tradition reflektiert eine Doppelformation aus stabilen und dynamischen Merkmalen. Seine besondere Leistung erschließt sich über die Differenz von "Struktur" und "Prozeß", die Luhmann als wesentliches Kriterium für die Einrichtung von Systemen beschrieben hat, die "Zeitprobleme" zu lösen verstehen.⁴ 'Tradition' fungiert in diesem Sinne als System, das Stabilität und Dynamik gleichermaßen ermöglicht. Die Strukturen der Überlieferung schaffen eine Konstanz von Wissenskonfigurationen, verbinden sich aber mit einer Prozeßlogik, die durch die Zeit, in der sich ein Tradierungsvorgang vollzieht, gegeben ist. Mit der Doppelformel von Stabilität und Dynamik bzw. Struktur und Prozeß ist die besondere Paradoxie einer Traditionsbewegung beschreibbar, die, anders als man gelegentlich vermutet, gerade keine Substantialität des Tradierten, sondern seinen zweifachen Durchgang durch eine Ordnung des Festen und des Bewegten ermöglicht. Blumenberg hat in einer aus seinem Nachlaß stammenden Miscelle verdeutlicht, daß die Quelle der Theorie 'Realität' zuführe, indem sie einen Sachverhalt hinter der Abstraktion sicherstelle.⁵ Überträgt man diese Beobachtung auf das Problem der Tradition, so läßt sich eine Korrespondenz erkennen. Auch die Tradition liefert gleichsam Fakten für den Prozeß der Zeit, den man als 'Raum der Überlieferung' bezeichnen kann. Sie zeigt die Erscheinungen im Kontinuum und verbindet so die theoretische Abstraktion mit der Faktographie.

Dabei ist dem Mißverständnis vorzubeugen, daß 'Tradition' mit Statik und Innovationsfeindlichkeit gleichzusetzen sei. Erweiterungen und Pluralisierungen gehören ebenso wie Gleichförmigkeit und Erwartungssicherheit zum Konzept von 'Tradition'. Luhmann hat die von ihm reklamierte Systemlogik einer Zeitverarbeitung in stabilitätserzeugenden und zugleich prozeßermöglichenden Zusammenhängen für den Begriff der Tradition nicht zugelassen. Typisch ist hier eine nahezu beiläufig vorgetragene Bestimmung aus seiner postumen Studie "Die Religion der Gesellschaft" (2000), die besagt, Tradition repräsentiere ein Konzept, das "zur Dogmatisierung und so zur Vernichtung von Information eingesetzt und im Sinne einer Präferenz für die Überlieferung gehandhabt werden kann."⁶ Selbst wenn man die für Luhmanns Theorie maßgebliche Priorität der Beschreibung ernstnimmt und berücksichtigt, daß Aussagen wie diese keine Wertung enthalten, sondern nur einen Funktionsmechanismus erfassen sollen, wird man Einwände erheben dürfen. Tradition leistet ohne Frage die Aufgabe der Informationsselektion und schafft damit eine Stabilisierung von Wissenstransfers, indem sie Wissensverfügbarkeit innerhalb von Rezeptionsprozessen sicherstellt. Die Priorität liegt hier im Bereich der Verfestigung, nicht im Feld der Erneuerung von Wissen; Information ist für den Tradierungsvorgang in der Tat, wie Luhmann vermutet, primär als Verständigungsmodus präsent, der die Kommunikation über das Prinzip der Wiedererkennbarkeit steuert.

Unter Bezug auf die so geleistete Differenzierung bedeutet der Rekurs auf traditionelle Sinnmuster aber keineswegs eine Art selbstreferentiellen Beharrens auf das, was immer schon war. Heideggers Bemerkung aus "Sein und Zeit", die Tradition verdecke letztlich das, was sie "übergibt"⁷, bezeichnet keine irreversible Konstellation, sondern ein Programm, das die Analyse des Tradierten nicht ausschließt. Jegliche Begründung von Tradition erfolgt in Abhängigkeit von den epistemischen oder kulturellen Referenzfeldern, in denen sie stattfindet, unter Adaption sehr unterschiedlicher Argumente und Autoritäten. Traditionskonzepte implizieren keine 'Vernichtung von Information', sondern eine Auswahl, die das eine als relevanter als das andere auszuweisen sucht. Mit dieser Aufgabe ist auch die Möglichkeit der inneren Veränderung von Wissensbeständen gegeben, die dafür sorgt, daß die Berufung auf Tradition Transformation nicht unterbindet, vielmehr - im Sinne des von Luhmann selbst offengelegten Mechanismus von Stabilität und Dynamik - zu denken ermöglicht. In einem theoriegeleiteten und theoriefähigen Verständnis von Tradition liegt eine der wesentlichen Leistungen geisteswissenschaftlicher Forschung und zugleich ihr wichtigster Beitrag zur Hierarchisierung von Wissen in Zeiten massenhafter Wissensverfügbarkeit.

3. Lesen lernen

Zu den Basisofferten der geisteswissenschaftlichen Erkenntnis gehört, daß Geisteswissenschaften Lesekompetenzen vermitteln: die Fähigkeit zur konzentrierten, verstehenden, wiederholenden Lektüre. Noch vor 250 Jahren lasen auch die Gebildeten einige wenige Texte Autoren immer wieder: die Bibel, Homer, Platon, Augustinus, Dante, Descartes. Heute lesen immer mehr Menschen immer mehr Texte immer oberflächlicher. Das gilt auch für den wissenschaftlichen Sektor - das modische Wortungetüm 'anlesen' markiert ein selektierendes Verfahren, das Lektüre auf die Wahrnehmung von Splintern und Scheiben beschränkt. Kurse im Schnell-Lesen haben Konjunktur; wir brauchen sie nicht, denn wir müssen das Gegenteil lernen: genaue, gründliche Versenkung in Texte.

Hans Ulrich Gumbrecht hat von der intellektuellen "Sehnsucht nach Präsenz"¹⁸ gesprochen, die als Gegenimpuls zur Wahrnehmungsbeschleunigung der elektronischen Medien mit ihren profanen Auslöschungs- und Tilgungseffekten aufträte. Gründliches Lesen verlangt Geduld, Genauigkeit, Ausdauer - Haltungen, in denen Zeit qualitativ aufbewahrt, nicht nur konsumiert wird. Sie erzeugen einen hermetischen Charakter, der den Akt der Lektüre in der konzentrierten Selbstbindung des Geistes gegen das Außen abschließt. Zu erinnern ist hier daran, daß die frühen Philologen Priester und Mönche waren: Asketen der Schrift. Philologische Arbeit blieb mit dem imaginären Stillstand der Zeit im Prozeß des Lesens verbunden - mit einer seligen Kontemplation, deren intellektuellen Schutzmantel zunächst die Grundfesten der Versenkung im Glauben bildeten.

Friedrich Schlegel bemerkt im 391. Athenäumsfragment: "Lesen heißt den philologischen Trieb befriedigen, sich selbst literarisch affizieren. Aus reiner Philosophie oder Poesie ohne Philologie kann man wohl nicht lesen."¹⁹ Genaue Lektüre erzeugt jene Sogkraft, die das Lesen als dynamischen Akt konditioniert. In diesem Sinne arbeitet sie wie ein Relais, das einen Prozeß der Einsicht in Gang setzt, bei dem weder die Urteilskraft philosophischer Reflexion noch der Taumel poetischer Begeisterung, sondern eine denkende Leidenschaft aktiviert wird. Im 404. Athenäumsfragment nennt Schlegel die Philologie in diesem Sinne einen 'logischen Affekt', dem der "Enthusiasmus für chemische Erkenntnis"²⁰ innewohne. Philologische Praxis ist damit eine Spielart der, wie Schlegel formuliert, "universellen Scheidungs- und Verbindungskunst"²¹. Wenn sie ihre Gegenstände sammelt, ordnet und organisiert, liefert sie mehr als nur einen Kommentar zu überlieferbaren Wissensbeständen. Sie schafft sich das Objekt ihrer Erkenntnis selbst, indem sie es im Prozeß ihres chemischen Lesens durch unterschiedliche Aggregatzustände und Mischungen führt.

Geisteswissenschaften haben den Auftrag zu zeigen, wie komplexe Texte gelesen und verstanden werden können. Die berühmte, topische Formel von der Lesbarkeit der Welt ist heu-

te in einem sehr bescheidenen Sinn eine Disziplinierungsformel. In einer Zeit, da wir von Schrift umgeben sind und Texte unsere Welt netzwerkartig konstituieren, muß man wieder lernen, das Lesen nicht bloß als hastige Informationsaufnahme zu betreiben. Ruhiges, geduldiges, nachspürendes Lesen ist eine Fähigkeit, die sich Studierende der Geisteswissenschaften aneignen müssen. Sie ist nicht selbstverständlich angesichts globaler textgestützter Kommunikation und der programmatischen Flüchtigkeit eiliger, notwendig fragmentarischer Rezeption.

Die eben zitierte Formel von der Lesbarkeit der Welt suggeriert die Möglichkeit, sich mit Hilfe von Lektüre in der Realität zurecht zu finden. Voraussetzung dafür, daß das geschieht, ist die Verknüpfung des Lesens mit dem Interpretieren. Lesbarkeit der Welt heißt: Deutbarkeit der Welt. Die Vermessenheit dieser Formel ist also die Vermessenheit der Hermeneutik, der Wissenschaft vom Verstehen (auch komplexer) Texte. Was heißt 'Verstehen' im Rahmen der Metapher vom Lesen im Weltbuch? Vor allem: Erkenntnis von Versionen. Verstehendes Lesen führt zum Bewußtsein, daß die Welt mehrsinnig und polyperspektivisch ist. Es stiftet Zweifel an der Eindeutigkeit und Kohärenz unserer Realität; es lädt ein zur Skepsis gegenüber der bloß scheinbaren Geschlossenheit rationaler bzw. pragmatischer Formen der Sinnorganisation. Indem hermeneutisch fundierte Lektüre zeigt, daß fast alles, 'was in der Welt ist, auch anders möglich ist', macht sie die Offenheit und das heißt: den Konstruktionscharakter unserer Wirklichkeit einsichtig. Hans Blumenberg hat treffend bemerkt, daß es bei der Metapher vom Weltbuch "nicht um letzte Wahrheiten, um Ontologien oder Seinsgeschichten oder Metaphysik" gehe.¹² Vor diesem Hintergrund erscheint auch die Unterstellung geisteswissenschaftlicher Hybris im Hinblick auf den Akt der Lektüre relativ. Der Anspruch, die Welt zu lesen, führt nämlich zur Entdeckung, daß wir Gründe haben, bescheiden zu sein - daß wir Dogmen überprüfen, Ideologien auflösen und Vorurteile relativieren müssen. In diesem Sinne bilden die Geisteswissenschaften nicht nur als Hüter des historischen Gedächtnisses und der genauen Lektüre, sondern als Agenturen skeptischer Reflexion das notwendige Gegengewicht für eine Weltsicht, die selbstgenügsam an die Wahrheit einer einzigen Perspektive glaubt.

4. Geisteswissenschaften fördern

Der kritische Diskurs, den die Geisteswissenschaften über ihr eigenes Bild führen, wird vor allem durch die Frage nach ihrem öffentlichen Selbstverständnis angetrieben. Geisteswissenschaftler haben gegenwärtig, nach einem Diktum der Germanisten Walter Erhart, die Möglichkeit, sich zwischen zwei Rollenmustern zu entscheiden: zwischen dem des Mönchs und dem des Managers.¹³ Konzentriert sich der erste Typus auf die stille Schreibtischarbeit mit möglichst hohem Lektüre- und Schreibpensum, so der zweite auf das Einwerben von

Drittmitteln und den Aufbau von Forschungslandschaften, die seine Schüler produktiv be- spielen. Ich würde mir in Ergänzung der Erhartschen Diagnose wünschen, daß der stetige Rollenwechsel im wissenschaftlichen System zu einer Selbstverständlichkeit werde: daß der Eremit in regelmäßigen Abständen seine *splendid isolation* aufgeben und zum Organisator werden, der Drittmittelmanager sich umgekehrt die Fähigkeit bewahren möge, in die Biblio- thek zurückzukehren und selbständig zu forschen, statt nur unaufhörlich Forschung zu initi- ieren.

Geisteswissenschaftliche Forschung kommt mit geringen Fördermitteln aus. Hier ist in Er- innerung zu rufen, was einer Anekdote zufolge der Kanzler einer mir persönlich gut vertrau- ten nordrheinwestfälischen Universität bei Berufungsverhandlungen mit einem Germanis- ten auf dessen Forderung erklärte, man müsse die Grundausrüstung seines Lehrstuhls ver- bessern: Die Grundausrüstung eines Geisteswissenschaftlers sei, so der Kanzler, ich zitiere, "sein Hintern und ein Bleistift". Zu diesen wahrhaft fundamentalen Ressourcen tritt eine weitere, ergänzende: Zeit. Wilhelm von Humboldt hat in einer Studie "Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin" (1809) festgestellt: "Überhaupt läßt sich die Wissenschaft als Wissenschaft nicht wahrhaft vortragen, ohne sie jedesmal wieder selbsttätig aufzufassen, und es wäre unbegreiflich, wenn man nicht hier, sogar oft, auf Entdeckungen stoßen sollte."⁴

Das 'selbsttätige Auffassen' der Wissenschaft ermöglicht es, daß jede Lektüre immer wieder neu und immer wieder vorbehaltlos mit dem staunenden Lesen beginnen muß. Das ist nur möglich, wenn den Wissenschaftlern selbst Zeit gegeben wird. Zeit ist deshalb erforderlich, weil sich Geisteswissenschaftler regelmäßig in der Stille einrichten müssen, um für eine be- grenzte Periode ohne den ständigen Zwang zur Kommunikation und Publikation lesend und nachdenkend Forschung treiben zu können. Lektüre in den Büchern der Welt und Interpre- tation seiner Zeichen - das fordert Geduld jenseits der Imperative des Tages. Zeit und Ruhe sind folglich geisteswissenschaftliche Grundlagenartikel, ohne die Forschung wie Ausbildung nicht funktionieren. Dafür werden private und öffentliche Mittel gleichermaßen benötigt. In Deutschland sind diese Mittel in den letzten Jahren erhöht worden, auch zum Vorteil der Geisteswissenschaften. Die in den letzten Monaten gelegentlich zu vernehmende Kritik an der DFG führt in die Irre. Gerade die DFG hat in den letzten Jahren durch eine Vielzahl von neuen Formaten - ich erinnere an die Kollegforschergruppen - auch für die Geisteswissen- schaften wichtige Förderoptionen geschaffen. Die klug balancierten Programme der von Volkswagen und Thyssen-Stiftung geschaffenen Initiative "Pro Geisteswissenschaften" bieten zusätzliche Gelegenheiten für Forschungsfreisemester und autonome Forschung jenseits der Turbulenzen des akademischen Alltags. Ich wünschte, daß man diese positive Bilanz auch für

Europa ziehen könnte. Das achte EU-Rahmenprogramm - Horizon 2020 - billigt den Geisteswissenschaften aber nur eine randständige Rolle zu, als sei Forschung ohne sie möglich. Geisteswissenschaftliche Grundlagenforschung, meine Damen und Herrn, ist folglich: Hintern und Bleistift, Gedächtnis und Lektüre, Mönchstum und Management. Aber auch: fortwährende Selbstreflexion, Sicherung perpetuierter Erkenntnis (wie Peter Szondi einmal schrieb), kritische Kontrolle wissenschaftlicher Resultate durch historisches Bewußtsein und methodische Überprüfung. Geisteswissenschaften sind nicht unvermeidlich, sondern unentbehrlich. Ihre Vertreter haben Gründe genug, apologetischen Eifer und zerknirschte Selbstanklage gleichermaßen zu vermeiden. Zumindest dann, wenn sie dem methodischen Anspruch einer grundlagenorientierten Forschung und ihrer systematischen Befähigung zu skeptischem Weltwissen treu bleiben.

¹ Hans Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt/M. 1986 (zuerst 1981), S.86.

² Niklas Luhmann, *Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition*, in: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Bd.1, Frankfurt/M. 1980, S.19.

³ Niklas Luhmann, *Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition*, in: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Bd.1, S.24.

⁴ Niklas Luhmann, *Temporalisierung von Komplexität. Zur Semantisierung neuzeitlicher Zeitbegriffe*, in: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Bd 1, S.251f.

⁵ Hans Blumenberg: *Quellen*, hg. v. Ulrich v. Bülow und Dorit Krusche. Mit einem Nachwort der Herausgeber, Marbach a.N. 2009, S.13.

⁶ Niklas Luhmann, *Die Religion der Gesellschaft*, hg. v. André Kieserling, Frankfurt/M. 2000, S.261. Ausführlicher dazu: Peter-André Alt, *Imaginäres Geheimwissen. Untersuchungen zum Hermetismus in literarischen Ttxten der Frühen Neuzeit*, Göttingen 2012, S.48f.

⁷ Martin Heidegger: *Sein und Zeit* (1927), Tübingen 1993, S. 21 (§ 69).

⁸ Hans Ulrich Gumbrecht, *Die Macht der Philologie*, Frankfurt/M. 2002, S.26.

⁹ Friedrich Schlegel, *Werke. Kritische Ausgabe*, unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner hg. v. Ernst Behler, Paderborn, München, Wien 1958ff., S.239.

¹⁰ Friedrich Schlegel, *Kritische Ausgabe*, Bd.II, S.241.

¹¹ Friedrich Schlegel, *Kritische Ausgabe*, Bd.II, S.241.

¹² Hans Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*, S.16.

¹³ Walter Erhart, *Die Managerin und der Mönch - Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten*, in: *Universität ohne Zukunft?* hg. v. Dorothee Kimmich u. Alexander Thumfart, Frankfurt/M. 2004, S.124-141.

¹⁴ Wilhelm v. Humboldt, *Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin* (1809 oder 1810), in: *Idee und Wirklichkeit einer Universität. Dokumente zur geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin*, hg. v. Wilhelm Weischedel in Zusammenarbeit mit Wolfgang Müller-Lauter und Michael Theunissen, Berlin 1960, S.193-202, S.199.